

Geschichte

Moritz Bräuninger (1836–1860)

Pionier und Opfer
der Indianermission

– von Hans Rößler –

Er ist heute weithin vergessen – auch wenn er seit Kurzem einen Platz im Internet-Heiligen-Lexikon gefunden hat. Als junger Mann wird er Mitte des 19. Jahrhunderts mit einer dürftigen Ausbildung nach Nordamerika entsandt. Der Grund: Pfarrer Wilhelm Löhe drängte fast ungeduldig, mit der Indianermission zu beginnen. Nach kurzen Startversuchen wird der Missionar von Indianern getötet. Hans Rößler erzählt und stellt die Frage: War Bräuninger Märtyrer oder einfach – ein Eindringling im fremden Land?

Moritz Bräuninger wurde am 2. Dezember 1836 in Crimmitschau als zweites von vier Kindern des Tischlermeister-Ehepaares Moritz und Christiane Bräuninger (geb. Münch) geboren. Crimmitschau gehörte damals zum Königreich Sachsen. Mit fünf Jahren trat Moritz in die „Bürgerschule“ von Crimmitschau ein, die er sieben Jahre lang besuchte. Im Lebenslauf-Buch der Missionsanstalt Neuendettelsau schrieb er rückblickend über diese Zeit: „Still, wie ich war, hatte ich auch nie Lust zu den Spielen meiner Kameraden. Bücherlesen war meine Leidenschaft.“

Ostern 1850 wurde Moritz Bräuninger konfirmiert und trat gegen seine Überzeugung auf Wunsch der Eltern bei seinem Vater in die Tischlerlehre ein. Diese scheint nicht konfliktfrei verlaufen zu sein; denn er büchste schon im ersten Lehrjahr von zu Hause aus. Reumütig zurückgekehrt, hielt er die Lehrzeit durch, freilich ohne

dass ihm die Arbeit sonderlich Lust gemacht hätte. Er war erst 16 Jahre alt, als er am 18. April 1853, an einem nasskalten Frühlingstag, seine Gesellenwanderung, wie damals üblich, antrat.

Es war eine erlebnisreiche Reise, die ihn u. a. über Dresden, Wittenberg – hier besuchte Bräuninger die Schlosskirche und andere Luther-Gedenkstätten –, Magdeburg, Hamburg, Stade, Bremen, Osnabrück,

Münster, Barmen, Düsseldorf, Köln, Bonn, Bingen und Mainz Richtung Frankfurt führte. Immer wieder musste er unterwegs „fechten“, d. h. betteln gehen. Über den Spessart führte ihn sein Weg nach Würzburg und nach Nürnberg; von hier gelangte er schließlich nach Neuendettelsau, weil er den berühmten Pfarrer Löhe predigen hören wollte.

Löhe machte auf ihn einen so starken Eindruck, dass er sich entschloss, in Neuendettelsau zu bleiben und in den Dienst des Dorftischlers zu treten, der eine Hilfskraft suchte, weil eben das Diakonissenhaus errichtet wurde. An ihm arbeitete er nun bis zu seiner Fertigstellung im

Frühjahr 1855 mit. Aber noch immer war er sich wegen seiner beruflichen Zukunft im Unklaren. Schließlich gaben die vielfältigen Kontakte zu den Zöglingen der Missionsanstalt sowie der seelsorgerliche Rat von Pfarrer Löhe den Ausschlag, sich um die Aufnahme in die Missionsanstalt

zu bewerben. Diese war, wie es Löhe später notierte, lange zweifelhaft, da „sein Herz noch hin- und herschwankte zwischen Welt und Christo“. Schließlich lautete der Beschluss der Missionsanstalt, er solle „um seinetwillen, damit er von der Welt und ihren Lockungen freier würde ... den Unterricht der Missionschule dahier mitmachen“. Für die Überfahrt nach Amerika müsse er deshalb selbst aufkommen.



BILD: PRIVAT
*Hans Rößler ist promovierter Historiker und war Studien-
 direktor am
 Laurentius-
 Gymnasium
 Neuendettelsau.
 Er leitet das
 Löhe-Zeit-
 Museum am
 Ort.*

BILD: STICH/PRIVATBESITZ
*Moritz
 Bräuninger
 (1836–1860)*

THEOLOGISCHE AUSBILDUNG

Moritz Bräuninger erhielt sie in Neuendettelsau und – sehr kurz – am Wartburg-Seminar in Iowa. Am 24. April 1855 trat Bräuninger in die Missionsanstalt für Nordamerika, wie sie damals hieß, ein, um die zweijährige Ausbildung zum geistlichen „Nothelfer“ für die deutsch-lutherischen Amerika-Auswanderer zu durchlaufen. Diese Ausbildung war aus der spontanen Unterrichtstätigkeit hervorgegangen, die Wilhelm Löhe seit 1841 einigen Handwerkern angedeihen ließ, die bereit waren, als „Sendlinge“ nach Nord-Amerika zu gehen. Seit 1846 hatte Löhes Freund, der Nürnberger Katechet Friedrich Bauer, diese Ausbildung in seine Verantwortung übernommen und auf eine theologisch und pädagogisch fundierte Grundlage gestellt.

Lutherische Dogmatik, lutherische Ethik und die Einleitung in das Neue Testament bildeten das Fundament der Ausbildung, um das sich die an-

BILD: FV-ARCHIV

Kleine Anfänge, bald weite Wirkung: das Gebäude der „Missionsanstalt Neuendettelsau“. Ein einfaches fränkisches Fachwerkhaus, erbaut um 1800.



deren Fächer gruppieren. Eine Einführung in die Ethnologie oder Landeskunde des zukünftigen Einsatzgebietes gehörte nicht zum Lehrplan.

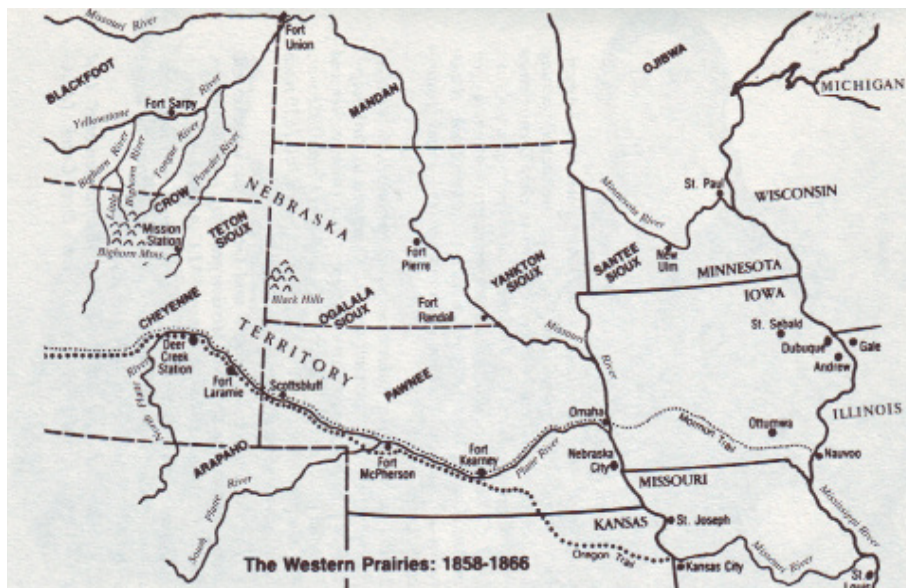
Ende Februar 1857 legte Bräuninger das Abschlussexamen ab und wurde am 1. März zusammen mit drei Brüdern in einer gottesdienstlichen Segensfeier nach Nord-Amerika „abgeordnet“.

Ende April traf er in Dubuque am Mississippi ein, um seine Ausbildung am theologischen Seminar der kleinen Iowa-Synode zu vollenden. Moritz Bräuninger musste zunächst acht Wochen lang als Tischler am neuen Wartburg Seminar in St. Sebald mitarbeiten, dann einen Brunnen graben und schließlich noch eine Woche lang Brennholz für den Winter schlagen. So konnte der Unterricht für ihn erst um den Jahreswechsel 1857/58 beginnen. Doch schon Ende April 1858 war dieser für Bräuninger schon wieder zu Ende, da er als Begleiter des Indianermissionars Johann Jakob Schmidt angefordert wurde.

DIE SITUATION DER PRÄRIE-INDIANER UM 1850

Um 1840 waren die Gebiete westlich des Mississippi und Missouri staatlich noch nicht organisiert. Hier lebten die Prärie-Indianer in relativer Freiheit und Unberührtheit. Die nomadisierenden Sippen, die in ihren charakteristischen Steilzelten, den sog. Tipis, wohnten, lebten in erster Linie von der Jagd auf die Büffel, die damals noch in millionenfacher Zahl die Ebenen bis an den Fuß der Rocky Mountains bevölkerten. Gegen Büffelfelle tauschten sie bei den Pueblo-Indianern im Süden ihre Pferde ein und bei den weißen Pelzhändlern auf den Handelsstationen längs der großen Flüsse ihre Gewehre und die Munition.

Orte des Geschehens: der „Wilde Westen“ der Vereinigten Staaten von Amerika.



Die Western Plains, wie die Amerikaner sagen, unterstanden damals direkt der Bundesregierung in Washington. Diese richtete 1822 das Bureau of Indian Affairs ein, das die sogenannte Indianer-Agenten dorthin entsandte bzw. in bestimmten Gebieten einsetzte.

Ihre Aufgabe war es,

- Jahr für Jahr die Entschädigungsleistungen der US-Regierung, meist Lebensmittel, Waffen und Gerätschaften, an die einzelnen Stämme zu verteilen,
- die Indianer zu Farmern auszubilden und zur Sesshaftigkeit zu veranlassen, was nur selten gelang,
- die Ansiedlung von Weißen im Indianerland zu verhindern, was ebenso wenig gelang.

Die relativ geringe Besoldung, die die Indianer-Agenten erhielten, machte sie für Bestechung und Korruption anfällig. Auf ihren Reisen waren sie überdies weitgehend auf die Pelzhandelsgesellschaften und ihre Niederlassungen angewiesen, die wie kleine Festungen (Forts) meist an den

Flussläufen lagen. So waren deren Interessen den Indianer-Agenten in der Regel wichtiger als die der Indianer, die lange Zeit erstaunlich friedlich auf diese Eindringlinge reagierten, im Übrigen ihre Angelegenheiten durch Verhandlung oder Krieg selbst regelten.

PROBLEME IM „FREIEN TERRITORIUM“

Da war zum einen die Tatsache, dass immer mehr Indianerstämme aus dem Osten in diesen Raum drängten, weil sie von den weißen Siedlern aus ihren ursprünglichen Wohngebieten verdrängt, teilweise sogar dorthin zwangsumgesiedelt wurden. Das hatte zur Folge, dass immer häufiger Streitigkeiten um Jagdgebiete und Lebensraum ausbrachen, die meist kriegerisch ausgetragen wurden.

Das andere Problem war, dass seit Ende der 1840er Jahre immer mehr weiße Siedler in die Indianergebiete vorstießen. Das begann mit dem

Goldrausch in Kalifornien, der 1848 ausbrach. Allein 1850 zählte der Indianer-Agent 50.000 Abenteurer, die auf dem Oregon-Trail an Fort Laramie vorüberzogen, zu Fuß und auf Ochsenkarren, meist Leute, die nichts als das Gesetz der Faust und das Recht des Stärkeren anerkannten. Dass diese Menschen links und rechts der Hauptverkehrs-Routen tief in den Lebensraum der Indianer eingriffen, insbesondere die Bisonherden dezimierten, liegt auf der Hand.

Es war Thomas Fitzpatrick, bei den Indianern Broken Hand genannt, einer der wenigen verantwortungsbewussten und unbestechlichen Indianer-Agenten, der schwere Konflikte voraussah und deshalb die US-Regierung zum Handeln veranlasste. Auf seinen Vorschlag lud diese 1851 alle Stämme der Prärie-Indianer zu einer großen Friedenskonferenz nach Fort Laramie ein, einer ehem. Pelzhandelsstation am oberen Platte River, die Fitzpatrick zu einem Fort ausgebaut hatte. Zur allgemeinen Überraschung erschienen fast alle Stämme, auch solche, die seit langem in Todfeindschaft zueinander lebten. Es wurde das größte Indianertreffen der amerikanischen Geschichte, an dem 10.000, nach anderen Quellen sogar 20.000 Indianer teilnahmen, die während der Konferenz in fast unübersehbaren Zeltlagern lebten. Fitzpatrick und ein Oberst der US-Armee wurden zu Beauftragten der US-Regierung bestellt. Ihre Verhandlungspartner waren die Häuptlinge der versammelten Stämme, die meist sprachkundige Händler als Dolmetscher mitgebracht hatten. In langwierigen Verhandlungen wurden folgende Vereinbarungen erzielt:

Die Indianer erklärten sich einverstanden damit, dass die US-Regierung Straßen und zu ihrer Sicherung militärische Posten durch das Indianergebiet anlegt. Sie versprachen, durchziehende Weiße unbehelligt zu lassen.

Die US-Regierung ihrerseits versprach, die Niederlassung von Weißen im Indianerland zu verhindern.

Um Streitigkeiten zwischen den Indianerstämmen vorzubeugen, wurden deren Jagd- und Lebensräume kartographisch festgelegt. Die US-Regierung verpflichtete sich, das Wohlverhalten der Indianer zehn Jahre lang durch jährliche Lieferung von Lebensmitteln und Gerätschaften, der sogenannten Annuitäten, zu belohnen.

Auch wenn der Vertrag von Fort Laramie schon nach wenigen Jahren durch Übergriffe beider Seiten gebrochen wurde und auf die Dauer keinen Bestand hatte, zeigt er doch die Problemsituation in den Western Plains und die Idealform ihrer Regelung um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit aller Deutlichkeit. Auf diesem Hintergrund muss die Missionsaktivität der Iowa-Synode gesehen werden, die 1858, also nur sieben Jahre nach Fort Laramie in den nordöstlichen Plains begann.

ERKUNDUNG AUF MISSOURI UND YELLOWSTONE RIVER

In der vorletzten Maiwoche des Jahres 1858 erreichte Moritz Bräuninger St. Louis am Zusammenfluss von Missouri und Mississippi. Hier traf er mit Johann Jakob Schmidt zusammen, der ihn angefordert hatte; er sollte für die Iowa-Synode ein Betätigungsfeld für die



geplante Indianermission erkunden. Schmidt hatte im Winter 1857/58 in Detroit den einflussreichen Indianer-Agenten Alexander Redfield kennengelernt, der für die Indianerstämme zuständig war, die längs des Missouri und des Yellowstone River lebten.

Redfield war bereit, die beiden Missionare auf seine nächste Reise mitzunehmen; besonders empfahl er ihnen die Crow- oder Krähen-Indianer, die in ihrer eigenen Sprache Upsárokas (Kinder des Vogels mit dem großen Schnabel) hießen. Sie hätten ihr Stammesgebiet südlich des Yellowstone River zwischen dem Bighorn-Fluss und dem Powder River und würden auf der letzten Station der Reise in Fort Sarpy ihre Annuitäten entgegennehmen.

Über dieses Angebot herrschte beim Missionskomitee der Iowa-Synode und ihren transatlantischen Freunden und Unterstützern, dem Nürnberger Zentralmissionsverein und der Neuendettelsauer Gesellschaft für innere Mission, große Freude; schien sich doch hier endlich konkret die Möglichkeit aufzutun, die vor allem von Wilhelm Löhe gefor-

derte Indianermission in Angriff zu nehmen.

Am 22. Juni, d. h. nach 31 Tagen, in denen sie 2400 Meilen auf dem kurvenreichen Fluss zurückgelegt hatten, erreichte ihr Dampfschiff Fort Union an der Einmündung des Yellowstone River in den Missouri. Fort Union war eine der wichtigsten Handelsstationen der Ersten amerikanischen Pelzhandels-Kompanie (seit 1828/29), die hier die Biber- und Büffelfelle der Indianer aufkaufte und vor allem mit Gewehren und Munition bezahlte. Kommandant des Forts war der Pelzhandels-Agent Alexander Culbertson.

Hier kam es zu einem peinlichen Eklat, der die Außenseiterrolle der beiden Missionare in der Männergesellschaft des „Wilden Westens“ schlaglichtartig beleuchtet. Während ihres Aufenthaltes im Fort verstarb eine Indianerin, die offenbar die Prostituierte des Forts gewesen war. Als die beiden Missionare aufgefordert wurden, sie zu beerdigen, weigerten sie sich, da die Frau ja in offener Sünde gestorben sei. Dafür hatten die Fortbewohner keinerlei

Verständnis. Culbertson und Redfield, mit denen sie in eine heftigen Streit gerieten, entzogen ihnen ihre Unterstützung. Zum Glück gelang es in einer Aussprache, in der der Indianer-Agent und der Fortkommandant die beiden Geistlichen nachdrücklich auf die Gesetze des „Wilden Westens“ hinwies, das Einvernehmen wiederherzustellen.

Am 37. Tag seit ihrem Aufbruch von Fort Union erreichten sie am 12. August 1858, jetzt auf einem Treidelboot, die letzte Station ihrer Reise, Fort Sarpy. Wieder gestaltete sich der Aufenthalt für die Missionare unerfreulich. Redfield, der auf dem zweiten Reiseabschnitt erkrankt und umgekehrt war, hatte die Missionare angewiesen, den Empfang der Annuitäten für die Blackfoot-Indianer zu bestätigen, falls diese nicht rechtzei-

ten sie die Unterschrift; wieder gab es Ärger.

UNTERWEGS MIT DEN CROW

Jetzt zögerten die beiden Missionare nicht länger, das Fort zu verlassen, zumal die Crow-Indianer nach Empfang ihrer Annuitäten bereits dabei waren aufzubrechen. Kurz entschlossen fragten sie ihren Häuptling Dagbizaschusch, ob sie mit ihm ziehen dürften. Die Antwort lautete: Itzig (= gut), und so waren Schmidt und Bräuninger ab dem 17. August mit Dagbizaschuschs Leuten, 600 Personen in 150 Zelten, unterwegs. Der Häuptling stellte ihnen zwei Reitpferde und ein Packpferd zur Verfügung; außerdem bot er ihnen je eine Frau an; das Letztere lehnten die Missionare natürlich ab. Untergebracht wurden sie im Zelt des Häuptlings. Mit der Verleihung der Namen Akomatbisch (Schmied) und Bagirisch (der Braune) wurden sie förmlich in den Stamm aufgenommen.

Damit begann ihr Nomadenleben, das bis zum 1. Oktober dauerte; das hieß: jeden Tag drei bis vier Stunden im Sattel, am Morgen Zeltabbau, abends Zeltaufbau, was Frauenarbeit war, Kochen und Versorgung der Pferde. Abends kreiste in der Männergesellschaft die Pfeife, für die Indianer ein religiöses Ritual, das sie mit den Geistern verband, oder die Missionare sangen Lieder ihrer Heimat, von Schmidt auf der Geige begleitet. Die Hauptbeschäftigung der Missionare war aber das Erlernen der Sprache; bald schon wuchs ihr Vocabularium auf 500 Wörter an, so dass sie bereits einfache Gespräche führen konnten, unterstützt von der indianischen Zeichensprache, für

tig zur Stelle seien. Der Fall trat ein; doch schon ein kurzer Blick auf die Liste belehrte die Missionare, dass sie nicht mit den gelieferten Gütern übereinstimmte. Deshalb verweiger-

BLB: FV-Archiv
Missionar
Johann Jacob
Schmidt
(1834–1912)



deren Erlernung Bräuninger besondere Begabung besaß.

Mehr und mehr kamen sie während dieses unsteten Lebens zu der Überzeugung, dass nur ein fester Wohnsitz die Voraussetzung für eine erfolgreiche Missionsarbeit bilde. Der Häuptling ließ seine Antwort auf ihre Anfrage in der Schwebelage, brachte aber zum Ausdruck, dass sie jederzeit in seinem Stamm willkommen seien, vor allem wenn sie die Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichteten. In der Nähe von Deer Creek – herzlich verabschiedet – konnten sie hoffen, hier den Anknüpfungspunkt für eine erfolgreiche Missionsarbeit gefunden zu haben.

MISSIONSFARM AM POWDER RIVER

Das Missionskomitee der Iowa-Synode billigte Schmidts und Bräuningers Vorschlag, im Crowland eine Missionsfarm zu errichten und von hier aus die Crow für das Christentum zu gewinnen. Dennoch dauerte es noch mehr als ein halbes Jahr, bis am 5. Juli 1859 die nächste Expedition aufbrechen konnte. Denn vorher mussten die finanziellen Voraussetzungen geschaffen werden, sowohl in Iowa als noch vielmehr in Deutschland.

Die neue Gruppe umfasste sechs Männer: die bereits erfahrenen Missionare Schmidt und Bräuninger, die Missionsgehilfen Döderlein und Seyler und die beiden landwirtschaftlichen Gehilfen Beck und Bunge. Ihr Hab und Gut, dazu Lebensmittel, Saatgut, landwirtschaftliche Geräte und Werkzeuge waren auf vier Ochsenkarren verstaут, die nun im Ochsenschritt-Tempo über mehr als 1500

km dem Westen zustrebten. Ihre Reise, die zwölf Wochen dauerte, folgte dem Oregon Trail bis Deer Creek und forderte das Letzte von ihren Kräften. – Dort angekommen, verließen am 10. Oktober zwei Missionsleute die Gruppe wegen Selbstzweifeln und Depressionen und



BILD: FV-ARCHIV

kehrten nach Iowa zurück. So fiel die Leitung der Unternehmung an Bräuninger, der damals knapp 23 Jahre alt war. Nach der Abreise von Schmidt und Döderlein hatte er noch 20 \$ in Händen, um die Restgruppe über den Winter zu bringen – eine verzweifelte Situation. Dazu kam die enttäuschende Nachricht, dass man in Deer Creek und Umgebung das ganze Jahr keine Crow-Indianer zu Gesicht bekommen hatte.

In dieser Lage erwies sich der Kommandant einer militärischen Vermessungseinheit, Hauptmann W. F. Reynolds, als rettender Engel. Er brauchte Arbeiter für die Ausbesserung der Baracken und für den Bau von Blockhäusern und bot diese Arbeit den Missionaren an. Diese nahmen sie gerne an, weil sie dafür Unterkunft, Verpflegung und etwas Geld

*„Missionsfarm“
– die Verhältnisse müssen ungemein ärmlich und entbehrungsreich gewesen sein. Zeitgenössische Skizze.*

bekamen. Außerdem wurde in der Handelsstation für die Missionare gesammelt, was 60 \$ erbrachte; so kamen sie über den Winter.

Noch war die Frage zu entscheiden, wo im neuen Jahr die geplante Missionsfarm errichtet werden sollte. Entgegen einem Rat von Hauptmann Reynolds, der das Gebiet nördlich von Deer Creek durch seine Vermessungsarbeit gut kannte, entschied sich Bräuninger für einen 100 Meilen entfernten Platz im weiter östlich gelegenen Tal des Powder River. Was Bräuninger nicht berücksichtigte, war die Tatsache, dass seine Platzwahl die zukünftige Missionsstation genau in den Grenzsäum verlegte, wo die Crow mit ihren Todfeinden, den Sioux, zusammenstießen. Das sollte sich im weiteren Verlauf als tragischer Fehler erweisen.

An Ostern 1860 konnten die vier Missionare zu diesem Platz aufbrechen. Drei von ihnen lenkten je einen Ochsenkarren. Der Vierte trieb

Physische Strapazen in menschener leerer Wildnis

das Milchvieh, denn sie wollten eine Farm anlegen, von der sie sich ernähren konnten. So legten sie die 100 Meilen querfeldein zum Powder River

zurück. Dort bauten sie ein Blockhaus, gruben einen Brunnen und nahmen das Land unter den Pflug, um Äcker anzulegen.

Da erklärte eines Tages der Gehilfe Bunge, dass er nicht länger in dieser Einsamkeit leben, sondern nach Deer Creek zurückkehren wolle. Seine Entscheidung lässt erahnen, welche physischen und psychischen Strapazen das Leben in der menschenleeren Wildnis mit sich

brachte. Bräuninger ließ es sich nicht nehmen, ihn mit einem Ochsenkarren bis zur Poststation zu begleiten. Von hier schrieb er am 24. Juni 1860 seinen letzten Brief an das Missionskomitee in St. Sebald.

Voller Zukunftshoffnung berichtete er: „Die Errichtung einer Missionsstation im Crowland ist mit Gottes Hilfe glücklich zu Stande gekommen. Das andere, was ... noch nöthig ist, daß wir unsere lieben Crowa selbst sehen und sprechen, kann in Kürze geschehen, sie sollen diesmal ihre Güter (= Annuitäten) ja in Deer Creek empfangen und der Weg führt sie direkt an unserer Station vorbei.“

So dachte Bräuninger, in Wirklichkeit hatte er, wie wir heute wissen, seine Station am Rande des Stammesgebietes der Sioux angelegt, das die Crow wegen der zwischen ihnen herrschenden Todfeindschaft außer im Krieg nie betreten hätten.

BRÄUNINGERS TOD

Ende Juni 1860 war Bräuninger wieder am Powder River zurück. Ab Mitte Juli überstürzten sich die Ereignisse, die letztlich zu der Katastrophe führten: Immer wieder wurden sie von Sioux-Indianern aus den Sippen der Hunkpapa und Ogalala aufgesucht.

Obwohl die Missionare sich große Mühe gaben, diese durch Beherbergung und Bewirtung für sich zu gewinnen, verliefen die Begegnungen frostig, ja bedrohlich. Einer aus der Gruppe von 50 Ogalala- und Hunkpapa-Kriegern, die am 19. und 20. Juli 1860 eine Meile von der Station ihr Lager aufgeschlagen hatten, erklärte rundweg: Wenn sie von ihrem Überfall auf die Schoschinis zurück-

kämen und sie immer noch hier fänden, würden sie allesamt umgebracht und ihr Vieh erschlagen. Das jagte den Missionaren einen gewaltigen Schreck ein. Derselbe Indianer eignete sich anschließend gegen ihren Willen noch eine ihrer neuen weißen Decken an.

Doch die Missionare schöpften wieder Hoffnung, als ihnen diese Decke noch am gleichen Tag spät in der Nacht durch drei Häuptlinge derselben Gruppe zurückgegeben wurde. Diese versicherten den Missionaren, die Ogalala „seien Freunde der Weißen und wollten nicht, daß denselben etwas zu Leide geschehe“.

Kaum war diese Gruppe abgezogen, fielen erneut sechs Ogalala-Krieger ein, die sich vom 22. auf den 23. Juli auf der Station beherbergen und bewirten ließen. Ihr anmaßendes Benehmen und die Vorfälle drei Tage vorher lasteten schwer auf dem Gemüt der Missionare. Am Abend des 22. Juli äußerte Bräuninger seinen Gefährten gegenüber, er werde an das Missionskomitee schreiben, „daß sie sich am Powder River nicht halten könnten, wenn sie nicht wenigstens 15 bis 20 Mann wären, sich verschanzen könnten und ordentlich bewaffnet wären“.

Offensichtlich hatte sich in Bräuningers Vorstellung unter den Eindrücken des Tages die Missionsfarm bereits zu einem Missionsfort mutiert. Ob er sich damit bereits des Scheiterns des Projekts bewusst war, ist schwer zu entscheiden.

Nach Abzug der sechs Indianer am nächsten Tag – es ist der Sonntag, 23. Juli 1860 – machen Bräuninger und Beck einen Abendspaziergang. Sie sprechen über die schwierige Situation, in die sie geraten sind,

und über die Last, die sie zu tragen haben. Mit Trostsprüchen aus der Hl. Schrift versuchen sie sich gegenseitig Mut zuzusprechen.

Da treten ihnen plötzlich die sechs Indianer in den Weg, die sich gegen Mittag von ihnen verabschiedet hatten. Sie hätten, sagen sie, einen Schuss gehört und fürchteten, es könnten ihnen feindlich gesinnte Blackfeet in der Nähe sein. Deshalb bäten sie, die Missionare möchten sie in ihrem Haus verstecken. Diese durchschauerten das gänzlich unindianische Ansinnen nicht als das, was es war, nämlich eine List, sich noch einmal den Zugang zu ihrem Haus zu verschaffen. Vielmehr erklärt sich Bräuninger bereit, sie noch einmal aufzunehmen. Als er freilich hinzufügt: „Wenn die Feinde kämen, wolle er sie vor ihnen schützen und im Keller verbergen“, können sie nicht mehr an sich halten und brechen in schallendes Gelächter aus.

Trotz dieser die Missionare irritierenden Reaktion macht sich Bräuninger mit den Indianern zur Missionsstation auf, während Beck noch ca. zwei Kilometer weiter flussaufwärts geht, um das Vieh einzutreiben. Auf der Station zurück, erfährt er zu seinem großen Schreck von Seyler, dass Bräuninger mittlerweile nicht eingetroffen ist. Schlimme Ahnungen befallen sie, und sie machen sich sofort auf, Bräuninger zu suchen.

Als die Suche bis zum Einbruch der Dunkelheit ergebnislos bleibt, kehren sie ins Haus zurück und verbringen die Nacht neben ihren geladenen Gewehren. Auch den ganzen

*Bewaffnete
Mission? Die
Angst ließ selbst
das erwägen*

nächsten Tag suchen sie nach Bräuninger, ohne die geringste Spur zu finden. Dann erscheint es ihnen gewiss, dass etwas Furchtbares passiert sein muss. Spätere Recherchen, vor allem unter den Indianern ergaben, dass Bräuninger in der Tat auf dem Weg zur Station erschossen und

Märtyrer aus Missions- befehl Jesu & Begeisterung?

sein Leichnam in den Hochwasser führenden Powder River geworfen worden sei. Von Deer Creek aus benachrichtigten Beck und Seyler

das Missionskomitee in Iowa und dieses die Missionsgesellschaften in Neuendettelsau und Nürnberg.

In der ersten Nummer der Kirchlichen Mittheilungen aus und über Nordamerika informierte Löhe Anfang 1861 die Freunde der Neuendettelsauer Mission über Bräuningers Tod und fügte hinzu: „Die Umstände seines Todes sind von der Art, dass wir fröhlich glauben können: unsere Mission ist mit Märtyrerblut eingeweiht, und auch die Freunde in Iowa ... nennen mit schüchtern keimender Freude den Heimgegangenen ihren Märtyrer.“

MÄRTYRER UND EINDRINGLING

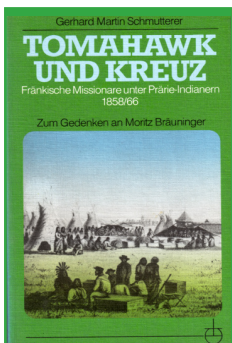
Auch wenn wir vermutlich diese Freude nicht teilen können, werden wir Löhe zustimmen, wenn er Bräuninger einen Märtyrer nennt. Denn es war für Bräuninger einzig und allein der Missionsbefehl nach Matth. 28,19.20, der ihn nach Nordamerika und zu den Indianern geführt hatte.

Über eines freilich muss man sich im Klaren sein: Hätte man die Indianer, die Bräuninger getötet haben, damals gefragt, ob sie den Mord begangen haben wegen der religiösen Überzeugung der Weißen oder wegen deren missionarischer Absicht, hätten sie vermutlich verständnislos den Kopf geschüttelt. Für sie waren es weiße Siedler, die sich ohne Genehmigung, gegen ihren Willen und gegen den klaren Wortlaut der Vereinbarung von Fort Laramie in ihrem Stammesgebiet niedergelassen hatten und sich weder durch Warnungen noch durch Drohungen von dort vertreiben ließen.

Mit dieser Tatsache ist zu leben: Für die einen Märtyrer, war er für die Sioux-Indianer ein unerwünschter Eindringling, der nach dem Recht und mit den Mitteln des wilden Westens von dort vertrieben wurde.

Lesehinweise:

Gerhard Schmutterer, *Tomahawk und Kreuz. Fränkische Missionare unter den Prärie-Indianern 1858–1866. Zum Gedenken an Moritz Bräuninger*, Neuendettelsau und Erlangen, 1987 – Hans Rößler, *Neuendettelsauer Missionare bei den Chippewas in Michigan und den Crows in Montana (1856–1860). Vier Modelle missionarischer Aktivität*. In: *Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte* 77 (2008) S. 227–234. – Benjamin Capps u. a., *Die Indianer – Der Wilde Westen*, Amsterdam (Time Life Bücher) 1978, hier 6. Auflage 1994.



Dieser Artikel ist ein Auszug aus der Zeitschrift:

CA - Confessio Augustana

Das Lutherische Magazin für Religion,
Gesellschaft und Kultur

Traue keiner Umfrage



Heft 3+4 / 2010

CA wird herausgegeben von der Gesellschaft für Innere und Äußere Mission im Sinne der lutherischen Kirche e.V.
<http://www.gesellschaft-fuer-mission.de>

Weitere Artikel stehen unter <http://confessio-augustana.info>
zum Herunterladen bereit.

Gesellschaft für Innere und Äußere Mission im Sinne der lutherischen Kirche e.V.
Missionsstraße 3
91564 Neuendettelsau
Tel.: 09874-68934-0
E-Mail.: info@freimund-verlag.de